



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Memoiren von Paul Barras : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Sultan jetzt gar nicht mehr denken, er muß sein System bis aufs äußerste durchführen, oder sein Ruin ist besiegelt. Ein Zugeständnis an die Armenier — und alle die andern christlichen Stämme des Völkergemischs, das „Osmanisches Reich“ heißt, verlangen dasselbe und empören sich. Erreichen sie etwas, erhalten sie Zugeständnisse und Freiheiten, die die Muselmänner nicht haben, dann hat der Sultan auch bei diesen seine Rolle ausgespielt. „Darum kann und darf der Sultan nicht reformfreundlich sein, darum wird er nach wie vor auf alle Freiheitsbestrebungen mit wütesten Reaktion antworten. Unter keinen Umständen darf er sich die Sympathien seiner Glaubensgenossen verschmerzen, deshalb ist die Christenhege schließlich seine ultima ratio. Mit den Armeniern ist er fertig geworden, nun kommen vielleicht die Griechen an die Reihe, schließlich aber die Abendländer, deren Vertretung im Sildiz Kioos am schwächsten ist. Es sind schon einmal bedenkliche Ausschreitungen gegen die Italiener in Smyrna vorgekommen.“

Bei dem System des Sultans — so meint der Verfasser unsrer Schrift — wird sich das schaurige Völkerdrama im Südosten weiter entwickeln, und es werden sich Ereignisse wiederholen, die die Bartholomäusnacht an Blutigkeit hinter sich lassen werden. Die jammervolle, auf unbedingte Erhaltung des Friedens gerichtete Politik Europas aber trägt daran die Hauptschuld.



Die Memoiren von Paul Barras

(Fortsetzung)



ie Protokolle über die Sitzungen des Direktoriums und Barras Mitteilungen über alles persönliche, was daneben hergeht, zeigen uns die häuslichen Vorbereitungen zu der öffentlichen Geschichte dieser Jahre sozusagen bis ins kleinste, sodaß sich von dem vielen neuen nur eine ganz bescheidne Auswahl geben läßt. Wir bemerken, wie diese Behörde, die im Anfange nicht einmal ausreichendes Mobiliar und eine Schreibstube besitzt, sich allmählich einen Platz im Verkehr mit den Höfen Europas erobert. Zuerst wird sie hochmütig brüskirt, sie handelt darauf bestimmt, aber immer mit einer gewissen Höflichkeit. Dann helfen die italienischen Siege nach, und die Stellung ist da. Anfangs bemüht sie sich um eine gesandtschaftliche Vertretung in Persien, nach wenigen Jahren lehnt sie ein Bündnis mit der Türkei als Frankreichs nicht würdig ab. Den Gedanken, den man gewöhnlich Carnot zuschreibt, die Koalition in Italien anzugreifen,

wo sie am schwächsten sei, nimmt Barras für sich in Anspruch. Beide sind gleich ungehalten über Bonapartes Aufführung in Italien, seine zwecklosen Grausamkeiten und seine und seiner Untergebenen Erpressungen. Carnots Plan ist, das Land soviel wie möglich auszusaugen und alles nur erreichbare nach Frankreich hereinzubringen, um es in diesem Zustande später als Gegenstand des Friedensschlusses an Oesterreich zurückzugeben. Aber nun nehmen die Soldaten auch für sich, sie gewöhnen sich an das Wohlleben, bei der italienischen Armee kommt zuerst der Luxus der goldgestickten Uniformen auf, die Offiziere wollen nicht mehr Bürger heißen, sondern nennen sich Herren, und das Plündern nimmt einen großartigen Umfang an. Während sich die Heere der Republik an der Ostgrenze nur mit Mühe ernähren, schwimmen die Soldaten in Italien im Überfluß. Besondres Talent zum Erwerb zeigt außer Bonaparte Masséna. Der Staat bekommt bedeutende Einnahmen, die einzelnen italienischen Souveräne, darunter der Papst, müssen ihm Millionen zum Theil in Diamanten und Schmuck erlegen; auch für Kunstwerke, Bilder, Ausgrabungsgegenstände ist die Regierung der Republik sehr eingenommen. Man sieht, wie die Einfachheit, die ja wirklich ein imponirender Zug an den Soldaten und Beamten der ersten Jahre der Freiheit ist, allmählich verloren geht, und so schmiedet im stillen der künftige erste Konsul seine glänzenden Fesseln für seine Helfer.

In welcher Form sich diese Gefahr dem Direktorium nähert, ist lange Zeit den Mitgliedern unklar. Sie denken an Bonaparte und werden durch immer neue Ansprüche von ihm darauf geführt, vor ihm auf der Hut zu sein. Aber in der Hauptsache ist es doch die Furcht vor den Royalisten, die ihnen vorschwebt. Barras spricht unaufhörlich davon, und meistens scheint es ihm Ernst zu sein. Carnot glaubt nicht an solche Feinde, fürchtet aber immer den Terrorismus des Pöbels sich erneuern zu sehen und quält sich mit diesem und anderm Argwohn. Man weiß, daß er über Barras sehr schlecht gedacht hat, dieser dagegen kann seinem Kollegen keinen andern Vorwurf machen, als daß er entseztlich mißtrauisch und hartnäckig sei. Es kommt oft zum Zank unter den Direktoren, aber nach außen scheint davon nicht viel gedrungen zu sein, weil nach der gleich anfangs entworfenen Geschäftsordnung eine Mehrheit von dreien das letzte Wort behält. Nach Barras Protokollen ist es aber doch kaum verständlich, wie eine solche Regierungsbehörde soviel Jahre zusammengehalten hat. Eine Hauptfrage war immer, welcher General das Kommando über die Pariser Division habe oder haben solle; das hat man später bei dem Staatsstreich des ersten Konsuls erfahren. Jeder der Direktoren hat unter den Generalen seine Wahl getroffen. Carnot ist argwöhnisch auf Bonaparte, protegirt früher Kellermann, später Moreau. Barras denkt am höchsten von Hoche, weniger sicher sind ihm Sourdan und Pichegru, Bernadotte stellt er mit Recht seinen militärischen Fähigkeiten nach sehr hoch, und auf ihn hat er nach Hoches

frühem Tode am längsten seine Hoffnung gesetzt. Aber Bernadotte war unentschlossen. Gegen Bonaparte wird der Grimm von Barras immer größer, und doch scheint er die Gefahr, die ihm von dessen Seite droht, lange nicht so klar erkannt zu haben, wie er sie bisweilen bezeichnet. Sonst hätte er nicht Dinge gethan oder geschehen lassen, die diese Gefahr herbeiführen halfen. So bleibt es z. B. unverständlich, daß er Talleyrand, den einstigen Bischof von Autun, der gerade aus Amerika zurückgekehrt war, in das Ministerium kommen ließ, mit einer Mehrheit von nur drei Stimmen; er konnte sich auf die Gegenseite schlagen und that es nicht. Später hatte er es zu bereuen. Carnot, der Revolutionsmann, wird allmählich in den Augen von Barras zu einem Royalisten neben Barthélemy, der an die Stelle des ausgelosten Letourneur getreten ist, ihnen gegenüber steht der ehemalige Jakobiner Barras mit Rewbell und Larevellière. Carnot fürchtete die Wiederkehr früherer Zustände und meinte zwischen den Ultras und den Royalisten die Mitte finden zu können. Im Frühling 1797 war der Einfluß der Royalisten in den beiden Räten durch die neuen Wahlen bedeutend gewachsen; Bichégry war Präsident des Rates der Fünfhundert. Diese Partei suchte, da sie nicht ohne weiteres das Direktorium stürzen oder auch nur erneuern konnte, andre Minister ihm zur Seite zu setzen, und bei diesem Ersatz kam auch Talleyrand an das Portefeuille des Auswärtigen. Barras muß als sein Schöpfer angesehen werden. Er erzählt den Hergang ganz ausführlich. Frau von Staël begünstigte den hinkenden Erzbischof, führte ihn bei Barras ein und erreichte schließlich, was sie wünschte. Auch Benjamin Constant unterstützt seine Freundin in ihren Bemühungen, weil er nach Barras Auslegung später durch Talleyrand weiter zu kommen hofft. Barras macht seine Scherze über alle drei, war aber zu der Zeit, wo die Sache spielte, jedenfalls anders gestimmt. Talleyrand hat alle Erwartungen getäuscht. Aus dem unterthänigen Schmeichler des mächtigen Direktors wurde ein Gegner, und beide machen einander in ihren Memoiren gleich schlecht. Man kann bei Barras nachlesen, wie er eine auffallende körperliche Ähnlichkeit mit Robespierre hatte, wie er jedes Talents ermangelte und auch kein Diplomat gewesen wäre, wenn nicht Napoleons Degen hinter ihm gestanden hätte, wie er endlich als Privatmann fast jedes Laster gehabt und als Staatsmann sofort angefangen hat, sich ein ungeheures Vermögen zu machen. Darin allein hat er Wort gehalten, soll Frau von Staël später gesagt haben.

Es kommt nun zur Entscheidung zwischen den Royalisten und den Republikanern. Die Generale der italienischen Armee stehen auf Seiten der Republik. Bernadotte ist gerade nach Paris gekommen, um dem Direktorium eroberte Fahnen zu bringen. Unsicher, wie immer in politischen Dingen, hält er es in der unentschiednen Lage für das beste, sich als Republikaner zu geben. Auch Bonaparte äußert sich so. Sein Untergeneral, der hünenhafte Augereau, ist in Paris und steht Barras zur Verfügung. Außerdem aber hat Bonaparte

noch einen Adjutanten, der alles an Ort und Stelle zu beobachten und ihm zu berichten hat. In der That arbeitet Barras schon für Bonaparte, aber er hat noch keine Ahnung davon. Die drei republikanischen Direktoren machen ihren Staatsstreich am 18. Fructidor (4. September 1797) gegen Carnot und Barthélemy und die beiden Räte; sie kommen zuvor, damit sie nicht selbst beseitigt werden. Die Sache gelingt auffallend leicht. Zahlreiche Gefangene werden zur Deportation verurteilt, darunter Pichegru und Carnot, der aber entflieht. Die Republik ist wieder einmal durch Waffengewalt gerettet. Barras bringt manche neue Einzelheiten und dazu viele Betrachtungen. Man wird ihm zugeben müssen: hier konnte er nicht anders handeln. Entweder absetzen oder abgesetzt werden, hieß es. Er schwört, daß er Carnot nicht nach dem Leben getrachtet habe (was dieser geglaubt und behauptet hat), daß er vielmehr seinen Fluchtversuch hätte vereiteln können, wenn er gewollt hätte. Wenn es nach Carnots Willen gegangen wäre, so hätte es zu einem Königtum kommen müssen, obwohl diese Form der Regierung ihm nicht erwünscht gewesen wäre. Wir halten das alles für richtig und finden, daß der Herausgeber weit über sein Ziel hinauschießt, wenn er zu beweisen sucht, daß sich das Direktorium durch diesen Staatsstreich sein eignes Grab gegraben habe. Das Volk, meint er, sei bis zum Jahre 1794 durchaus für die neue Ordnung der Dinge gewonnen worden, es habe sich von der Monarchie losgesagt, und erst das Direktorium habe die Sehnsucht nach dem einen Herrscher wieder wachgerufen, der dann natürlich nur Bonaparte hätte sein können. Duruy liebt die Philosophie der Geschichte, aber das ist weiter nichts als bonapartistische Doktrin. Bonaparte würde bei jedem Verhalten des Direktoriums seine Ansprüche früher oder später regulirt haben. Wer das Heer hatte, der hatte dereinst die Gewalt im Innern. Was Barras hierüber philosophirt, ist viel richtiger; man begreift nur nicht, daß ihm selbst diese Einsicht nicht doch noch früher kam, und daraus sieht man, daß er kein Staatsmann im wirklichen Sinne war, sondern nur ein zu vielen Dingen geschickter, aber in Hinsicht auf die innere Anlage sehr gewöhnlicher Mensch. Darum hat er auch nichts einnehmendes für uns, ebenso wenig, wie er zu seinen Lebzeiten durch seine Persönlichkeit zu gewinnen oder gar hinzureißen vermochte. Sein Porträt in dem theatralischen Staatskleide der Direktoren, das er selbst erfunden hat, sagt eigentlich schon alles: kalt, klug, eitel, weiter nichts. Wir kommen hier mit zahlreichen Menschen zusammen, die nicht besser sind als er, aber die meisten sind eigentümlicher. Sie haben alle, möchte man sagen, Spezialitäten. Welche ist aber die von Barras? Er hat keine, wenn es nicht die ist, vielen schlechten Menschen ihre Lebenswege geebnet zu haben. Zu diesen gehört Fouché, den er um diese Zeit zuerst als Polizeispitzel benutzte, und über dessen Vergangenheit er sehr erbauliche Dinge vorträgt. Der einzige sympathische Mensch, mit dem wir bekannt gemacht werden, ist der General Hoche.

Aber lenken wir wieder in den Gang der Ereignisse ein. Nach dem Staatsstreich vom 4. September hätte es leicht zu weitem Veränderungen kommen können. Talleyrand meint, man dürfe nicht bei den Schritten gegen die Royalisten stehen bleiben, Augereau will nicht aus Paris fort; wenn man Barras glauben darf, so will er diesem die Alleinherrschaft verschaffen. Talleyrand möchte Direktor werden; was Bernadotte will, ist nicht klar. Bonaparte bestürmt das Direktorium mit Briefen von Italien aus, nachdem der Krieg in zwei Jahren glänzend zu Ende geführt und der Friede zu Campo Formio abgeschlossen worden ist, er ist schon seit längerer Zeit nicht mehr bescheiden gewesen wie früher, jetzt wird er unbegreiflich unverschämt, klagt an, widerspricht sich selbst, fordert seinen Abschied. Sollte ihm der Staatsstreich einen Strich durch seine Rechnung gemacht haben? Barras meint, er habe mit Hilfe der Royalisten mehr für sich zu erreichen gehofft, als jetzt mit den Direktoren in der neu besetzten Republik. Auch Bernadottes Benehmen ist seltsam. Warum verabschiedet man nicht beide? Die Direktoren entschließen sich nicht dazu; warum, sagt Barras nicht. Daß man sie, namentlich Bonaparte, beim Heere hätte zurückhalten wollen, kann nicht der Grund gewesen sein, denn der Krieg ist zunächst zu Ende, und in Kürze muß der große General ja doch nach Paris kommen und dem Direktorium Bericht erstatten. Er kommt und wird am 10. Dezember 1797 vom Direktorium empfangen.

Unser Interesse steigert sich: die Krisis beginnt. Denn nun tritt es immer deutlicher hervor, daß nach allen inzwischen eingetretenen Veränderungen nur zwei Kämpfer für einen letzten Kampf übrig bleiben: der Obergeneral der italienischen Armee und der eine von fünf Direktoren. Aber warum ist es gerade Barras, und worin bestand für diesen der Kampfspreis? Die erste Frage läßt sich leichter beantworten als die zweite. Wir müssen eine Reihe von Männern ins Auge fassen und können uns dafür der zum Teil ganz neuen Beobachtungen bedienen, die Barras über sie macht. Talleyrand ist kein Mann für erste Rollen, aber für zweite sehr brauchbar, er fällt gewohnheitsmäßig dem Gewinnenden zu, ist also für Bonaparte kein Gegner, sondern ein Inventarstück, das er viel eher mit Beschlag belegt hat, als es Barras zu ahnen scheint. Carnot ist seit dem 18. Fructidor beseitigt. Barras meint, er habe sich mit Gedanken an eine Präsidentschaft getragen, aber ohne einen starken Rückhalt sich doch der Stellung nicht gewachsen gefühlt. So sei es, obwohl er thatsächlich Bonaparte und Hoche gleich gern habe verderben wollen, doch zwischen ihm und Bonaparte zu Verhandlungen gekommen, aus denen notwendigerweise Carnot als der Dürpirt hätte hervorgehen müssen. Sedenfalls ist Carnot von allen diesen Männern die komplizirteste Natur, nach seinem Temperamente sehr veränderlich und in seinen einzelnen Handlungen politisch schwer zu beurteilen. Mit Carnot war auch Pichegru unschädlich gemacht worden, der eleganteste unter allen Revolutionsgeneralen und ein äußerst ge-

fährlicher Nebenbuhler für Bonaparte. Barras stellt ihn sehr hoch; er muß in seinem ganzen Wesen etwas sehr imponirendes gehabt haben. General Hoche starb um diese Zeit, er warnte noch von seinem Totenbette aus die Direktoren vor Bonapartes Plänen gegen die Republik. Bonaparte hatte aber auch seinerseits Hoche gegenüber, so lange dieser lebte, ein unbehagliches Gefühl; vor ihm und Bichegru nahm er sich am meisten in acht, beide waren militärisch talentvoll, beide dachten nicht daran, sich ihm unterzuordnen, wenn auch Hoche selbstlos genug war, sich über Bonapartes kriegerische Erfolge aufrichtig zu freuen. Übrigens giebt das Verhältnis dieses von Charakter ausgezeichneten Generals zu Barras zu denken; es ist sozusagen das einzige gute Leumundszeugnis für diesen von anständiger Seite. Aber man ist nicht völlig sicher, ob man es auf die persönlichen Eigenschaften von Barras beziehen darf: Hoche war ein glühender Republikaner, und das war Barras auch. Für Bonaparte hätte noch Sièyes in Betracht kommen können, und dieser hatte es etwas später, als er im Direktorium saß, in der Hand, dem ohne Erlaubnis aus Ägypten zurückgekehrten Obergeneral die Laufbahn sehr zu erschweren, vielleicht sogar ganz zu verlegen. Aber er verständigte sich damals bald mit ihm und bekam die Aufgabe zugewiesen, die neue Verfassung zu entwerfen, was er in seiner Eitelkeit für die Hauptrolle hielt, während der erste Konsul das Ergebnis nach seinem Belieben änderte. Einen Ruf ins Direktorium nahm Sièyes erst an, als Newbell ausgelöst worden war und ganz vom politischen Leben zurücktrat (beide konnten einander nicht leiden), er ging dafür als Gesandter nach Berlin mit einer hohen Extrasumme für seine Einrichtung und füllte dort seinen Posten gut aus. Er war ein querköpfiger Mensch voller Widersprüche, einerseits aristokratisch, hochfahrend, voll Verachtung gegen die Kanaille, dann wieder von wütendem Haß erfüllt gegen alles, was Adel und Hof hieß, und bemüht, seinen Eifer in den härtesten Gesetzesvorschlägen im Rat der Fünfhundert kundzugeben. Dabei intriguirte er fortwährend und, wie es scheint, nach ganz verschiedenen Zielen hin. Zum Tyrannen war er nicht geeignet, das wußte Bonaparte so gut wie Barras, seine Haupteigenschaft ist die eines Doktrinärs, seine einzige Leidenschaft, Verfassungen zu entwerfen und Anträge zu stellen. Daneben hat er noch kleine Liebhabereien, Klatschsucht, unterstützt durch ein Priestergedächtnis, das nichts vergißt: er beschuldigt z. B. Newbell, nach den Ausschusssitzungen die Wachslichte in die Tasche gesteckt zu haben, nimmt aber selbst, als bald darauf das Direktorium aufgelöst wird, aus dem Kassentisch zwei Millionen Franken mit nach Hause. Für Bonaparte waren nun noch die Militärs zu berücksichtigen, deren er nicht sicher war. Moreau verstand nichts von Politik, Augereau war einfältig, aber nicht ohne Ambition, Bernadotte am gefährlichsten, aber für den andern zum Glück ohne die Fähigkeit, Entschlüsse zu fassen. Masséna, ein talentvolles Raubtier, hatte nicht den Ehrgeiz zu regieren, und Macdonald, der Mann

des Schweigens, aber eines Schweigens, aus dem der Geist der Dummen spricht, hält Bonaparte den Steigbügel, ehe es noch von ihm verlangt wird.

So bleibt der Gegner, mit dem Bonaparte zu rechnen hat, Barras. Bloß weil kein anderer mehr da war, könnte man meinen, denn er war geistig ohne Frage viel unbedeutender als die meisten andern. Was giebt ihm also diesen besondern politischen Wert, und welchen — egoistischen — Wert hat für ihn selbst die Rolle, die er spielt? Dieser Frage ist der Herausgeber aus dem Wege gegangen. Er verachtet Barras, und das genügt ihm. Aber es reicht nicht hin, um die ihm in der Geschichte zukommende Stellung zu erklären. Barras ist, wie wir schon sagten, ein Phariseer. Er thut sein Leben lang groß mit seiner echten republikanischen Gesinnung und wiederholt immer aufs neue, daß ihm niemand politischen Eigennuß habe vorwerfen können. Kleine Vermögensvorteile zählen dabei nicht mit; was kam darauf an, wo so viel zu nehmen war, und wo die andern das doppelte und dreifache nahmen? Aber daß er „Tyrann“ hatte werden wollen, dafür hat man zu keiner Zeit einen Beweis bringen können. Ihm fehlte also der Ehrgeiz, sagen die Bonapartisten. Gut, aber darauf beruhte seine Stellung, das Vertrauen, das er nun einmal als Republikaner bei allen genoß, und das ihn neben einigen andern Eigenschaften, Berechnung und Mut, zu dem letzten Gegner Bonapartes machte, und was sein eignes, selbstsüchtiges Interesse betrifft, so hatte er sich bei dem Farbenwechsel materiell nicht schlecht gestanden und war zufrieden, wenn er weiter persönlich genießen konnte und daneben ein angesehener Mann sein. Die Krone begehrte er nicht, nur sollte sie auch kein anderer haben. Ob man diesen Seelenzustand gerade Liebe zur Freiheit nennen will, wie er selbst es thut, oder nicht, geht wohl mehr den Stilisten an als den Historiker.

Also Bonaparte wird in Paris erwartet. Einstweilen ist er auf dem Kongreß zu Rastatt, wo er, wie ein Fürst, mit seiner Gemahlin einen Flügel des Schlosses bewohnt, die Gesandten der deutschen Staaten hochmütig behandelt und dem schwedischen Gesandten — es war Graf Ferjen, der einst die königliche Familie zu retten gesucht hatte — erklärt, es sei eine Unverschämtheit, daß er sich hier eingefunden habe. Den Direktoren aber schreibt er, er habe dem Liebhaber der Marie Antoinette eine Lehre erteilt und sich selbst als Konventsmann und Königsmörder hingestellt, für diesen Scherz beanspruche er die ihm zukommende Ehre. Er ist der Ansicht, daß er nach des Krieges Beendigung keinesurlaubes nach Paris bedürfe, und wird auch ohne Erlaubnis kommen; das Direktorium zieht sich aus der Verlegenheit, indem es ihm zu kommen befiehlt. Das Empfangszeremoniell wird genau vorher bestimmt; man muß dabei sehr vorsichtig sein. Der französische Kommandant von Hüningen hat ihn kurz vorher in Basel mit den Worten empfangen: „Ich verstehe mich nicht auf die Gewalt des rednerischen Ausdrucks; ich will dich nicht mit Turenne oder Montecuculi vergleichen, sondern einfach sagen:

Bonaparte ist der größte Mann des Weltalls.“ Das hat man in Paris erfahren. Und was für andre Nachrichten gehen ihm voraus? Gelderpressungen in Italien kommen nicht mehr in Betracht, aber Grausamkeiten und wirkliche Schurkenstreiche. Um Pichegru zu verderben, hat er einen Grafen, der angeblich Papiere besaß, die ihn als Verschwörer bloßstellten, einkerkern lassen. Da der Graf nicht gegen Pichegru aussagen will, soll er erschossen und mundtot gemacht werden, und als beglaubigte Abschriften sollen dann gefälschte Papiere jenen Zweck erfüllen. Bonaparte, Berthier und andre wissen um diesen Streich. Die Gattin des Gefangnen entkommt aber aus Mantua und erreicht im Direktorium seine Befreiung. Das ist nur eine von vielen Handlungen Bonapartes. Den Direktoren fehlt natürlich der Mut. Die Komödie beginnt. Die Rede soll nicht der Kriegsminister halten, sondern, um ihr einen friedlichern und bürgerlichen Charakter zu geben, der Minister des Auswärtigen. Talleyrand, der Schlaue, entledigt sich seines Auftrags gewandt und, zum Verdruß der Direktoren, mit eignen Zusätzen. Er feiert Bonapartes antike Vorliebe für das Einfache, seine Neigung zu den abstrakten Wissenschaften und zu seinem Lieblingsdichter Ossian. Man werde ihn vielleicht eines Tags auffordern müssen, sich aus seiner wissenschaftlichen Zurückgezogenheit herauszubeben. Bonaparte erwidert mit allerlei Redewendungen. „Es liegt etwas von der Zukunft darin,“ soll Talleyrand davon gesagt haben. Barras aber spricht darauf mit einem Phrasenschwall, der sich zu dem kaiserlichen Bülletinstil schon ebenso verhält, wie die Moden des Directoire den Übergang machen zum Empirestil. Bonaparte zieht sich zurück, wie er seinen Freunden sagt, gelangweilt von den Schmeicheleien. Aber für das, was er wirklich denkt, ist es von Nutzen, etwas von dem „Klatsch“ zu erfahren (wie Duruy alles nennt, was seinen großen Mann klein erscheinen läßt), der uns nun reichlich mitgeteilt wird. Der General ist in Gesellschaften nur von Schüsseln, aus denen er andre hat nehmen sehen, er hält sich für wichtig genug, einen Mordanschlag voraussetzen zu müssen. Er läßt sich in die Akademie aufnehmen (an Carnots Stelle), und als bei der ersten Sitzung der Direktor Larevellière, der ebenfalls Akademiker ist, seinen Fauteuil vor ihm angewiesen bekommt, nennt er das laut eine Unverschämtheit. Er erwartet, daß die Direktoren und ihre Frauen Josephinen die ersten Besuche machen. Er kommt ins Direktorium, giebt allerlei Rat schläge und Vorschriften, setzt sich an den Direktoriumstisch, bis sich Newbell ein Herz faßt und ihm sagt, daß er da nicht hingehöre. Darauf fordert er seinen Abschied; Newbell reicht ihm die Feder zur Unterschrift der Empfangsbescheinigung. Barras legt die Sache mit Mühe bei. Bernadotte will ebenfalls seinen Abschied, er will nicht wieder als Divisionär unter Bonaparte dienen, da er ihn hochnäsiger behandle; oder man solle ihm das Kommando in Italien geben, während Bonaparte soeben eines zu einer Expedition gegen England bekommen hat. Das Direktorium will Bernadotte befriedigen, aber

es gelingt Bonaparte, die Direktoren zu überzeugen, dazu sei er nicht brauchbar, aber zum Diplomaten eigne er sich vorzüglich, und so wird er vor der Hand, als Botschafter in Wien, kalt gestellt.

(Schluß folgt)



Die Kompetenzerweiterung der Amtsgerichte



n Nr. 42 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift (15. Oktober 1896) bespricht eine sehr beachtenswerte Abhandlung unter dem Titel „Die Kompetenzerweiterung der Amtsgerichte und die Rechtsanwaltschaft“ die kürzlich von dem preussischen Justizminister angeregte Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit, und zwar in einem dem Vorschlage günstigen Sinne. Auch sonst ist in der Presse für die Änderung vielfach Stimmung gemacht worden, sodaß es vielen wahrscheinlich ganz unbekannt ist, daß die Änderung von andern Seiten ebenso entschiedenem Widerspruch begegnet ist. So hat z. B. Amtsgerichtsrat Dr. Jastrow in einem vortrefflichen Aufsatz (Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß 1893, S. 302, „Die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten“) die „Reform“ als durchaus plutokratisch und als eine schwere Beeinträchtigung unsers Rechtslebens bezeichnet. Ebenso ist, wie der Verfasser dieses Aufsatzes aus zuverlässigen Mitteilungen weiß, bei den Verhandlungen der vor einiger Zeit vom Reichsjustizamt wegen Abänderung der Zivilprozeßordnung berufenen Kommission keineswegs durchgängig Neigung für die Änderung gewesen; insbesondere hat sich ein süddeutscher Staat aus Gründen der Gerichtsorganisation ablehnend dagegen verhalten. Ferner hat sich die Anwaltschaft in den Gutachten ihrer Vertretungen, der Anwaltskammern, entschieden dagegen ausgesprochen, und auch der deutsche Anwaltstag hat nach einem überzeugenden Referat des Justizrats Dedolph aus Kottbus fast einstimmig erklärt, die Erweiterung der Kompetenz liege „weder im Interesse der Rechtspflege noch des rechtsuchenden Publikums.“

In der Presse ist nun der Vorwurf aufgetaucht, die Anwälte sprächen nur aus selbstfüchtigen Gründen so, und so meint auch der Verfasser jenes — übrigens durchaus wohlwollend gehaltenen — Grenzbotenartikels einfach: „So schlimm ist es nicht!“ Der Rechtsuchende würde beim Amtsgericht schneller und billiger zu seinem Rechte kommen, er würde, wenn er sich nicht selbst vertreten wolle, am Amtsgerichtssitz einen Anwalt finden und nicht erst zum